

Der Sohn des Freimaurers.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Rahjer — Nachdruck verboten!

(Fortsetzung)

Warum jagt er nun, die fesselnden Bande mit einem mutigen Entschluß zu brechen? —

Als er vom Berge hinabstieg, lag eine ruhige Entschlossenheit auf seinen Zügen. Die Unsicherheit war von ihm gefallen.

Er trat, heimgehend, zu einem Dankgebet in die Franziskanerkirche.

Die stille Gestalt, die hinter einem Pfeiler verborgen kniete, sah er nicht.

Auch Ruth hatte in ihrem Entsagungsweh nach dem Frieden der Gottesnähe verlangt. Der erste jähe Anprall war zwar überwunden, aber es war alles in ihr wie tot.

Da sah sie Herbert durch die Seitenhalle schreiten und zum Gebete niederknien.

Der Anblick bewegte sie tief. Das Wort eines Geistesmannes ging ihr durch den Sinn: „Es ist etwas Großes um den Mann in der Schlacht; aber noch größer ist es, ihn im Gebete zu sehen.“ Bisher hatte sie dieses Geheimnis nur als Licht empfunden, das warm und hell und froh und dankbar macht. Jetzt war es über ihr wie eine ganz schwere Düsternis, unter der auch nicht das kleinste Lichtlein hellte.

Sie fühlte, was auch Herbert in dieser Stunde empfand: Aber ihnen beiden schwebte ein hohes Geheimnis: Gott.

Als Herbert hinausging, bemerkte er Ruth. Er wartete auf sie. Sie drückten sich schweigend die Hände. Zu sprechen vermochten sie nicht. Zu großes Erleben lag zwischen ihnen. —

Am Abend, als Herbert ins Kloster hinabging, seinen väterlichen Freund, Vater Gerhard, zu besuchen, ging Frau Werner zu ihrem Gatten, um mit ihm über Herberts Angelegenheit zu sprechen.

Unheilvoll flammte es in des Justizrats Augen auf, als Frau Mathilde hereintrat.

„Kann mir schon denken, was du hast. Gang nur erst gar nicht an.“

Aber, Kurt, laß uns doch einmal vernünftig über die Sache reden. Bedenk', auch andere haben eine Überzeugung, die du verstehen oder doch achten dürftest. Herbert ist in dem Alter . . .“

„ . . . ist in dem Alter, in dem er zu jeder Dummheit fähig ist,“ unterbrach er sie heftig. „Er ist ein Schwärmer, das wußte ich. Doch daß er den Ruten nachließ, das ist zu stark, das konnte ich von einem Werner nicht ahnen. Als kleiner Knirps steckte er schon immer drunten bei den Mönchen. Das habe ich nun von mei-

ner Duldsamkeit. Und du hast das übrige getan mit deinem ewigen Kirchenlaufen und Wallfahren. Ich hätte eher dazwischen fahren sollen. Nun ist es zu spät. Es ist zum Rasendwerden!“

„Wenn es nun aber sein Beruf ist! Du willst doch auch sein Glück.“

„Gerade weil ich sein Glück will, will ich ihn vor dieser ungeheuren Torheit bewahren. Und so viel solltest du mich doch kennen, um zu wissen, wie ich über diese Art von Glück denke. Ein Mann, der nicht so viel Mut besitzt, mit so närrischen Anwandlungen fertig zu werden, ist in meinen Augen kein Mann. Und ich Tor dachte, daß er ein ganzer, ein Werner sei.“

Frau Mathilde fühlte mehr und mehr die tiefe Kluft zwischen ihren beiden Weltanschauungen, die sich bei jedem Wort vertiefte. Herbert war nach Herz und Seele ihr Kind. Das mochte ihr Mann mit Bitterkeit fühlen.

„Kurt, erinnerst du dich noch, wie oft du gesagt hast und unsere Bekannten auch, daß Herbert unter Duzenden seiner Kollegen eine rühmliche Ausnahme bilde? Hast du nie darüber nachgedacht, worauf sich dieses sein edles Menschentum gründet? Nur auf das Fundament einer echt christlichen Weltanschauung. Möchtest du denn, daß er so wäre wie — ich brauche dir keine Namen zu nennen.“

„Bist dem Jungen ein vorzüglicher Anwalt,“ spottete Werner. „Er hat dir ja von jeher alles getreulich nachgebetet. Die Früchte ernte nun ich, ich, der für ihn gearbeitet, ihn in ein warmes Nest zu setzen.“

In äußerster Erregung stürmte er auf und ab.

Frau Mathilde seufzte. Es war alles umsonst.

„Soll mich nicht wundern, wenn das Mädel auch eines Tages kommt und zu den Nonnen will. Die hat der Junge ja auch auf dem Gewissen. Ein zweites Mal wirft die sich nicht weg. Dafür mußt du sie kennen.“

„Das tut sie auch nicht, Onkel. — Aber bei euch bleiben, solange ihr wollt, — das tut sie gern.“

Beide wandten sich überrascht zur Tür. Dort stand ernst und ruhig — Ruth, tiefe Glut im Antlitz. Ihr Klopfen war überhört worden, und so vernahm sie des Onkels letzte Worte noch. Sie trat zu ihm und legte bittend die Hand auf seinen Arm.

„Du läßt ihn gehen, Onkel . . . ja?“

Sie sah ihn an, wie wohl ein wundes Reh den Weidmann anblickt, wenn es um Schonung für seine Zungen fleht.

„Das bittest du mich . . . du?“ Heftig schüttelte er ihre Hand ab. „Und ich Tor habe gedacht, an dir einen Anwalt zu haben . . . Bist wohl auch froh, wenn er fortkommt?“

„Dufel!“

Ein so bitteres Weh durchzitterte ihre Stimme, daß er betroffen aufsah.

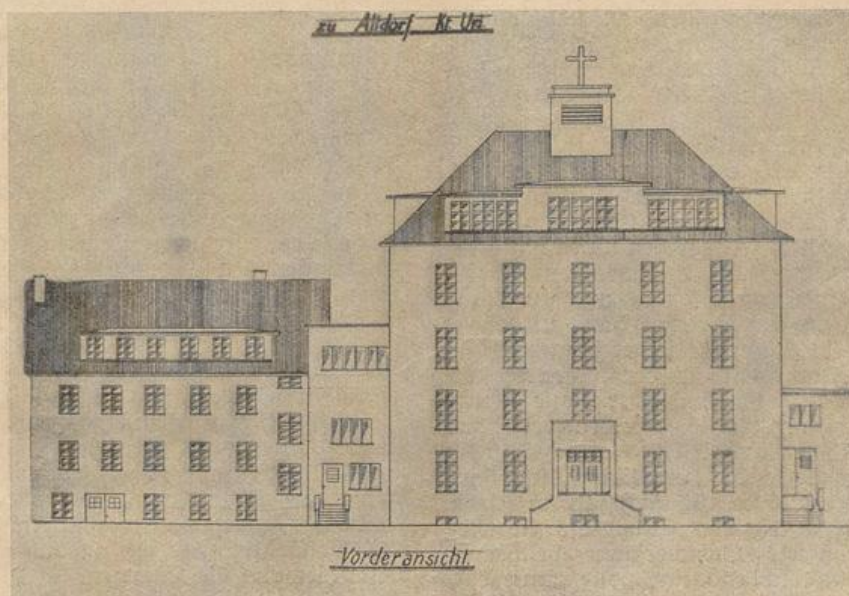
Aufweinend wandte sie sich ab.

Das war ihm zu viel. Tränen waren ihm verhasst. „Barbar, der solch eine Perle wegwirft!“ dachte er grimmig. „Der mährische Knabe!“

säße und religiösen Betätigung war alles, was sie erreicht hatte. —

Das waren nun die Ferien, auf die sich Werners den ganzen Sommer über gefreut hatten, da Herbert heimkommen würde als ganzer, fertiger Mensch: „Es ist erreicht!“ Der Berg mit den unbegrenzten Ausichten war erklimmen. Nun sollte mal erst gerastet werden. Der Justizrat hatte sich seine Ferien auch in diese Zeit gelegt und mit Frau Mathilde und Ruth einen Reiseplan nach dem andern gemacht. Keiner schien ihm schön und reichhaltig genug.

Nun nannte keiner mehr das Wort Reisen.



So soll St. Josef in Altdorf (Schweiz) werden

Damit warf er die Türe zu, stürmte aus dem Hause den Weg zum See hinab.

Frau Werner trug auf beiden Schultern. Ihr Herz segnete Herberts Wahl . . . wenn auch unter herbem Opfer. Und blutete unter dem Berwürfnis zwischen Gatten und Sohn.

Hätte sie solche Konflikte als Achtzehnjährige ahnen können, als sie sorglos vertrauend die Hand in die des schwärmerisch geliebten Mannes legte! In dem großen Glauben frommer, hinter Klostermauern verlebter Jugend hatte sie auf die Allmacht der Liebe vertraut. Hatte sie gehofft, den Mann, der ihr die Verkörperung jeglicher Vornehmheit und Ritterlichkeit schien, im Sturme zu Gott und Glauben zurückführen zu können.

Eine überlegene Duldung ihrer Grund-

Die Nachbarvillen standen schon mit geschlossenen Läden und Toren. Das Wernersche Haus lag mit offenen blumenprangenden Fenstern unter der Sommersonne, aber drinnen war eine Stille, als ob einer im Sterben läge. Der Hausherr kam kaum aus seinem Arbeitszimmer. Nur bei den Mahlzeiten ließ er sich bei den Seinen sehen. Und dann ging kein Laut, als ein gelegentliches Räuspern, das leise Klirren des Geschirrs und hier und da ein „Bitte“ und „Danke“. Jeder Versuch Herberts, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, zerging an Werners starrem Schweigen. Er litt schwer. Das fremdkalte Wesen des Vaters, der Mutter stille Schwermut, die ganze mit schroffen Kontrasten gefüllte Atmosphäre im Elternhause, das alles legte sich lähmend auf seine Willenskraft. Wenn er Ruths wehes

Lächeln, das Beben ihrer Hand, wenn sie die seine berührte, die dunklen Schatten um ihre Augen sah, dann trieb es ihn hinaus auf einsame Waldwege. Stunden träger Mutlosigkeit wechselten mit Tagen heftigen Kampfes. Er fühlte, lange würde er nicht mehr neben so viel stummem Schmerz herleben können.

Und der Versucher grollte: Mit welchem Rechte quälst du diese Menschen, die dich lieben . . . , das junge Kind, das dir vertraute? Mensch ohne Herz und Blut, der so viel Liebreiz zur Entsagung beurteilen kann! Sieh, wie sie leidet um dich! Tor, der du einem Phantom nachjagst, das dir Dornen gibt statt Rosen, Verzicht statt Genuß . . .

Bilder stiegen betörend auf und umgaukelten seinen kampfmüden Geist. Er sah sich mit Ruth auf den Sonnenpfaden des Lebens, sah die Eltern neu aufleben im Glücke der Kinder. So viele andere wußte er auf diesem Wege, Edelmenschen. Ein reiches Leben lebten auch sie, und ein schönes Ziel würden auch sie erreichen. Wie der junge Philologe Mairing in dem kleinen Schweizerhäuschen unten am Seeufer. Wenn er von einsamen studentweiten Spaziergängen kommt, müde und unlustig, heim ins traurige Haus zu gehen, dann sieht er ihn mit seiner jungen lieblichen Frau wohl auf der Rosenveranda sitzen, hört sie plaudern oder Laute spielen und singen, hört die beiden reizenden Braunköpfe lachen. Und seine Schüler, von der Sekte bis zur Prima, schwören auf ihren Lehrer. Glückselig säht er seinen Samen in lenzliche Erde, läßt sie von des Himmels Sommerjonne bescheinen und heimst lachend eine volle Ernte ein. Und wird ihm mal die Stirne heiß, so wischt eine weiche Hand ihm lächelnd den letzten Schweißtropfen ab.

Herbert begegnete den beiden einmal tief im Forst, wie sie, hingelagert an einer heimlichen Quelle, mit den Kindern ihr abendliches Mahl hielten. Ein Bild glückgesättigten Genügens. Er sah es ungesehen. Da packte ein Fieber seine Sinne, sein Denken irrte in einem süßen Schwindel. Und in diesem Schwindel sah und fühlte er nur ein Bild — Ruth. Ruth, wie sie ihm aus einer Welt voll Sonne und Helle verlangend und verheißend die Arme entgegenstreckte. Warum soll er nun sein Glück in einer Welt suchen, aus der Gletscherluft ihn antweht, aus der die Entsagung mit knöcherner Hand nach ihm greift, — in der all das warme, gottgegebene Glücksverlangen zur Sünde wird . . . ?

Gequält stöhnte Herbert in solchen Stunden auf, und immer weiter floh er vor sich selbst. Hatte er zu viel von sich erwartet, zu viel auf eigene Kräfte ver-

traut? Er hatte es doch gewußt, daß er auf den ersten Begeisterungsturm kein Leben würde aufbauen können, daß auch der kühle Verstand zu seinem Rechte kommen wollte. Er war sich groß vorgekommen in seinem ersten Heldenmut, einem Feldherrn gleich, der eine schwierige Stellung mit einem einzigen kühnen Ansturm nehmen möchte.

Fast hatte er sich selbst bewundert. Kaum, daß er andere, Bedachtsame, begriffen hatte.

Warum zögert er nun noch? Warum zerreißt er nicht mit mutvollem Entschluß die Bande, die ihn halten? Weil er das warme heimische Nest nicht, noch nicht verlassen will. Und die Atmosphäre, in der Ruth lebt und um ihn leidet.

Er weiß, es ist ein süßes Gift das er tropfenweise in sich aufnimmt. Latenlos sieht er dem Kampfe der beiden Mächte in seiner Brust zu. Kaum, daß er sich noch Rechenschaft gibt, auf welche Seite er den Sieg wünscht.

Nun war er bereits drei Wochen daheim. Und immer noch verharrte der Vater in derselben fremden Feindschaft, die nicht einmal den Gedanken an eine Annäherung oder ein Ansprechen zuließ. Er tat, als wären die drei Menschen neben ihm einfach nicht da. An manchen Tagen kam er überhaupt nicht heim.

Frau Mathildes Ausdruck und ganzes Wesen sprach von tiefem Leide, von schlaflosen Nächten und heimlichen Tränen.

Und der Sommer lag so leuchtend und sonnig, so schwer von Segen über dem Lande wie lange Jahre nicht. Der Himmel und der See blauten sich an und tranken die Lieder und die Wonnen, die in trunkenen Fülle zwischen ihnen waren.

Der Park vermochte die Überlast der Blüten und Düfte nicht zu fassen, insonderheit keiner davon nahm. Da trug er sie hinaus zu den sommerfeligen Menschen, die in leichten Gondeln über die Wasser glitten, zu den Winzerinnen in den Weinbergen und zu den Sennerinnen auf den Almen.

Denen schwoll das Herz im Busen und das Lied in der Kehle, wenn sie mit durstigen Sinnen die süßen Talsdüfte mit dem herben Hochwind einsogen.

Aber das blasse Mädchen, dem sie in schwellender Rauschfülle in die Sinne quollen, seufzt, wenn es durch die bunte Pracht ging: „Wäre nur erst alles vorbei!“ Und wurde immer trauriger und schmaler von Wangen und Gestalt.

Ungebrochen vertwelkten die Rosen im Springbrunnen. Ruth merkte auch nicht, als die Afters ihr kühles Leben begannen, wußte auch nicht, wann die kleine Ammer vor ihrem Fenster das letzte Lied

gesungen hatte. Nur als sie eines Tages hurtig hin und wieder flog, da merkte Ruth, daß sie ihr Nestglück zeigen wollte. Sie sah die flaumigen Körperlein zappeln, sah gesperrte Schnäbelein und Auglein wie rollende Perlehen, und die Alken wippend und äugend und wohligh zufrieden drüber auf ihrem Aste.

Da lächelte Ruth — und seufzte — und drückte ein Weilehen die Hand an die Augen. Und fühlte, daß ihr der Sommer weh tat. Und die Sonne und die Rosen und die singenden Kinder am See und die flaumigen Böglein im Nest. —

Auf dem „Drudenfels“ saß Herbert am liebsten, wenn die Unrast und Ruths Nähe ihn hinaustrieben. Wirr und planlos übereinandergerümpelte Felsen waren es, wie von zornigen Göttern zerklüftet und zerrissen. Hier hatten er und Ruth einstmals ihren Ausflug gehabt, hatten den Enten und Schwänen Futter zugeworfen, und Steinchen in die Flut geschleudert und die Kreise, die sie zogen, gezählt. Und die Spaziergänger belauscht, die unten in der Felsbucht saßen.

Herbert wußte, daß auch Ruth dieses Plätzchen lieb hatte. Aber zweimal in letzter Zeit, wenn sie ihn vom seitlichen Kletterpfad aus erspäht hatte, war sie wie ein erschrecktes Reh umgekehrt. In letzter Zeit mied sie die Klippen ganz.

Herbert fühlte sich hier wohler als drunten auf den blumenbunten Seewegen. Diese von einer strengen Gewalt zerrissenen, grauerwetterten Felsblöcke taten ihm wohl, wie eine furchige Greisenhand dem jungen Unband. Wenn er oben stand, von herber Seebriise umweht, war ihm, als ob er den Geist der Großen spüre, die auch einsam auf rauhen Höhen zwischen Gott und Menschen rangen. Moses, der große Titane der Altzeit auf Sinai. Bruder Franz auf dem wilden, menschenfeindlichen La Berna. Und immer deutlicher, immer drängender hörte er in solchen Stunden den Ruf des großen Königs, dem der Feind seine Völker in Banden hielt. Und immer noch zauderte und schauderte die Natur in ihm, wenn er an den strengen Heerdienst dachte, an jene Völker und ihr dunkles, heißes Land. Es gab auch Tage, Stunden, in denen er, ohne sich noch einmal umzusehen, hätte hinstürmen mögen, sich in die vordersten Frontreihen stellen und Land und Volk im Sturm erobern. Aber wenn er dann einen neuen Weg zum Vater wagen wollte, wenn er die liebe Stimme der Mutter hörte und als letzte „Ruth, lebe wohl!“ dachte, dann tat er einen langen Atemzug — und seufzte: „Morgen!“

Eines Tages aber erkannte er, daß nur eines ihn noch vor sich selber retten könnte,

die Flucht. Fort — in die Ferne, wo der Blick weiter, der Geist freier, der Wille entschlossener wird!

Er wollte bei sinkender Sonne eben vom Drudenfels herabsteigen, da hörte er aus der Grotte unter sich Stimmen. Er sah hinab, sah einen weißen Strohhut im Kies liegen und hörte eine Kinderstimme: „Tante Helto, wachum weinst du?“

„Tante Helto nit. Tante Hut isse das doch“, zwitscherte ein zweites Stimmchen.

Herbert sah den kleinen Knirps mit Muscheln herbeilaufen. Es waren wohl die Kinder des jungen Fährmanns, der um diese Zeit Fremde über den See fuhr.

„Tante Hut hans lange nit meh mit Talla und Annie pielet“, klagte das kleine Mädchlein. „Tante Hut hanit meh hieb!“

„Woll hieb, Tante Hut“, widersprach der kleine braune Kerl. „Hat hans sicher Weh-weh habt, Tante Hut. Hat hans weiße Baden.“

„O, Weh-weh, aame Tante Hut! Komm, Annie dich hans viel hiehaben. Dann einmal singen von kleine Hänfel und Gretel, bitte, bitte!“

Herbert beugte sich weiter über den Felsen. Er sah Ruth auf der niedern Birkenbank sitzen. Er hatte nicht gewußt, daß sie wieder daheim war. Sie war vor drei Tagen zum Geburtstag ihrer Freundin nach Nürnberg gefahren, und er wunderte sich, daß sie schon zurück war.

Die drolligen Kleinen waren ihr auf den Schoß geklettert, und sie hatte um jedes einen Arm geschlungen. Aber er hatte noch keinen Laut von ihr gehört.

„Nu, Tante Hut, singen!“ hörte er gebieterisch das Mägdlein drängen. Da sang Ruth, und die feinen Kinderstimmchen fielen ein: „Hänfel und Gretel verirren sich im Wald, es war finster und so bitter kalt . . .“

Herbert trat zurück. Das Singen tat ihm weh. War dieses Weinen in klagenden Molltönen alles, was von Ruths wonnigen Liedern geblieben war, um die wohl noch der See und die blautweiße Gondel trauerten? Und der Flügel im Gartenzimmer.

„Tante Hut tann nit mehe hön singen. Imme noch Weh-weh, aame Tante Hut?“ sagte das kleine Mädel. Und kindlich tröstend: „Talla un Annie kommen heute mogen mal wieder, bingen hanße Masse Muscheln mit. Dann hat Tante Hut tein Weh-weh mehe!“

Ruth flüsterte etwas. Er dachte, daß sie die Kleinen wohl küssen mochte. Dann sah er die Kinder davontrippeln, dem Vater entgegen, der eben mit seinem Kahn anlegte.

In plötzlichem Entschluß stieg er rasch

seitlich die Klippen hinab, ging ein Weibchen den Weg auf und ab und dann wie von ungefähr auf Ruth zu.

Sie mochte sich unterdes gesammelt haben. Er sah, daß sie blaß war, aber ganz ruhig. Sie kam ihm entgegen, und er fragte sie nach ihren Freunden in Nürnberg. Sie erzählte vom Wohlbefinden aller Birkholt. Dann schwiegen sie wieder und gingen langsam auf und ab. Der See lag unter dem blutroten Scheidelicht der Sonne, Tausende von Leuchtkäfern schwirrten, die weißen Schwäne zogen dem Schilfe zu, eine erste Abendglocke von weither aus den Bergen läutete den sonnenfatten Tag zur Ruhe.

Herbert fühlte wieder den traumnahen Zustand, den die Sonne über Menschen bringt, wenn sie sie in der Nacht allein läßt. In dem es die Menschen drängt, bei Menschen zu sein.

Er raffte sich mit einem innern Strassen los. Er wollte nicht das, was er sich am Morgen in einer Opferstunde und eben auf seinem „Sinai“ errungen, in einer traumschlaffen Abendweile wieder verlieren. Darum seht ohne weitere Verhandlungen mit dem Feinde den zerreibenden, tatenlosen Stellungskampf abbrechen.

„Ruth!“

Sie sah ihn mit hangen Augen an, als zitterte sie vor einer neuen Wunde.

„Wenn ich weit fort sein werde von daheim, Ruth, wirst du bleiben, was du immer warst, die Tochter meiner Eltern?“

Sie standen am eisernen Wehr, wo der See tief und strandlos war. Ruths Hand lag schmal und müde auf dem Rand. Er legte die seine einen Augenblick auf die ihre und fühlte, wie sie aufzuckte. Auch ihre Stimme war unsicher:

„Willst du denn schon . . .?“

„Nein, in unser Märchenland geht die Fahrt noch nicht“, lächelte er. „Nur ein wenig umgucken will ich mich unter den verschiedenlichen Sternen. Muß doch sehen, ob ich die Fleischtöpfe Agyptens für den Honig — und die Heuschrecken Kanaans lassen kann. Bis ich wiederkehre, Ruth, — werden meine Eltern nicht allein sein?“

„Warum fragst du?“ sagte Ruth. Er fühlte den Vortwurf und drückte warm ihre Hand.

„Ich danke dir, Ruth. Ich wußte es ja. Und deinen Bruder vergiffest du auch nicht?“ Sie nickte nur, und langsam gingen sie heim zu.

In des Justizrats Augen blitzte ein Hoffnungsfunkel auf, als er hörte, daß Herbert reisen wollte. Die Welt draußen mit ihrem warmen Pulsschlag, mit ihren immer wechselnden Reizen, dachte er,

würde ihm seinen überspannten Sohn geheilt zurücksenden und er begann zu hoffen.

Ein Jahr ist dahingegangen. Durch die weiten Hallen des St. Petersdomes in Rom schreitet zu einer von Fremden wenig benutzten Stunde ein junger Mann zum Grabe des ersten Papstes. Sein Antlitz ist von der südlichen Sonne gebräunt. Sein Blick ist der eines Menschen, der viel gesehen und eine Fülle von Eindrücken in sich aufgenommen und verarbeitet hat.

Ja, Herbert Werner hat viel geschaut und erlebt und getrunken von fremder Schönheit und Pracht und Kunst. Er hat das Leben in seiner unendlichen Vielgestaltigkeit belauscht, vom raffinierten Lurus der leichtlebigen Menschen an der Seine, . . . dem üppigen Genießen derer am Ebro . . . bis zu der heißblütigen Art der Bewohner der Lagune.

Er ist unter den Palmen und Zedern Palästinas gewandelt, hat die geweihten Stätten gesehen, wo der Menschen Größter seine Erdentwege ging. Er hat auf dem Tabor Verklärungslicht geahnt und auf dem Ölberge Todesschauer nachempfunden. Auf dem Berge, auf dem einst das alte Salem seine Schächer richtete, hat er dem gewaltigsten Drama der Weltgeschichte erschüttert nachgesonnen.

In Agyptens monumentalen Königsgräbern hat er gestanden. Hat, ergriffen von der Hinfälligkeit alles Irdischen, den tragischen Weltsehmerz Salomons nachempfunden: „Vanitas vanitatum . . .“

„Eitelkeit der Eitelkeiten . . . und alles ist Eitelkeit.“

Von all seinen Wanderfahrten hat er es stärker und tiefer wieder mitgebracht, das unheilbare Heimweh der Seele, die von Gott und für Gott geschaffen ist, und unruhig bleibt, . . . bis sie ruhet in ihm.

Hier im ewigen Rom, auf dem von Märtyrerblut geweihten Boden will Herbert Werner das letzte Fazit ziehen aus seinem Weltsehauen und -erleben.

Lange hält er Stiefelsprache mit dem ersten mutigen Christusjünger. Der legte Nagel und Werkzeug aus der Hand, als ein Größerer ihn rief. Und sah nicht mehr um nach Heim und Familie.

Auch ihn ruft Gott zum Menschenfange. Er ist bereit.

Die Kuppel von St. Peter lag schon im Abenddämmer, als Herbert aus dem Portale trat. Beim Obelis auf dem Petersplatz blieb er stehen, in Bewunderung des grandiosen Steindenkmals verloren, das in seiner wuchtigen, massiven Einheit so recht den Felsen Petri versinnbildet.

(Fortsetzung folgt)